Nummer 203 — Sonnabend, 1. September 1923

Berliner Familien-Zeitung

Buchhalterinnen

Roman aus dem Kontorleben / Von Arthur Zapp

[Nachdruck verboten.]

„Na, denn auf Wiedersehn, Muttchen!"

Während Frau Warnow die Hand der vor ihr stehenden Tochter nahm und herzlich drückte, sah sie dem großen blonden Mädchen in das auffallend hübsche Gesicht mit dem zarten Taint.

„Trefft ihr euch heute?"

„Wahrscheinlich. Er wird noch anklingeln." Lilli zog ihre Handschuhe an. Dann blickte sie suchend um sich.

„Wo ist denn meine Tasche?"

„Aber du hast sie ja schon am Arm."

Sie schüttelte mit dem Kopfe. Lilli lachte.

„Ach Mutter!"

Die alte Frau nickte.

„Ja, ja, wenn man verliebt ist!"

Darauf neigte sie sich zu ihrer Tochter hinüber; in ihren schon etwas trüben Augen — sie hatte viel geweint während des Krieges, aus dem ihre beiden stattlichen, kräftigen Söhne nicht wiedergekehrt waren — funkelte lebhaftes Interesse.

„Wird er denn nun bald seinen Besuch machen, Lillichen?"

Es zuckte ungeduldig um den schön geschnittenen Mund mit den in frischem Karmin prangenden Lippen.

„Das hat doch nicht solche Eile, Muttchen. Wir kennen uns doch erst seit drei Monaten. Ich kann ihn doch nicht auffordern —"

„Gott behüte! Die jungen Leute werden so leicht kopfscheu. Aber er meint es doch ernst, Kind?"

Das junge Mädchen reckte sich straff.

„Das ist doch selbstverständlich, Mutter. Würde ich sonst mit ihm ausgehn? Hältst du mich etwa für eine so liederliche Pflanze wie Alma Krüger?"

Ihre Stimme klang ärgerlich; ihre prächtig geschwungenen dunklen Augenbrauen rückten aneinander.

„Nein, nein," begütigte Frau Warnow die Gekränkte. „Ich weiß ja, daß du nicht so eine bist! Solange du mir überhaupt noch alles erzählst, habe ich keine Bange."

Sie blickte auf den Regulator an der Wand.

„Es ist Zeit, Lillichen!"

✤

In der Mittagspause, als die Chefs zum Frühstück gegangen waren, begann ein lebhaftes Plaudern, während die Kontoristinnen ihre mitgebrachten Stullen verzehrten. Lilli Warnow aß zu ihrem Butterbrot zwei hartgekochte Eier und trank dazu eine Tasse Kakao, den sie sich rasch auf dem für den allgemeinen Gebrauch vorhandenen Spirituskocher gewärmt hatte. Sie war blutarm, und die Mutter war deshalb immer bedacht, ihr recht nahrhafte Kost zu geben, soweit es die schmalen Mittel erlaubten. Fräulein Krüger stärkte sich mit zwei geschmierten und mit kaltem Braten belegten Schrippen, während die anderen jungen Mädchen ihre Wurst- und Käsestullen verzehrten, was die Brünette, die die Verwöhnte, Gepflegte spielte, veranlaßte, mißbilligend mit dem Näschen zu schnuppern. Zum Schluß nahm sie Keks aus ihrer Handtasche und knabberte vergnügt, während sich Pult-Lilli an einem Stückchen Schokolade labte. (Die Kolleginnen, die an Schreibtischen arbeiteten, hatten ihr diesen Beinamen gegeben, weil für sie, die Letzteingetretene, ein Pult in das Kontor gestellt worden war.) Alma Krüger war zuerst mit ihrem Imbiß fertig. Jetzt nahm sie einen in Geschäftspapier gewickelten Gegenstand aus ihrer großen Ledertasche, löste ihn aus seiner Umhüllung, und ein Paar helle Strümpfe kamen zum Vorschein. Alle blickten voll Interesse. Es waren beigefarbene, elegante Strümpfe.

„Hübsch — was?" fragte sie, die glänzenden Dinger hochhaltend.

Erna Jahn und Nora Köppen drängten sich neugierig hinzu und befühlten prüfend mit den Fingern.

„Pah!" machte Lilli Klee naserümpfend.

„Fein — nicht?" heischte die Besitzerin die Bewunderung der beiden Kolleginnen, die mit neidischen Blicken an den glänzenden Strümpfen hingen.

„Echte Tramaseide!" sagte Erna Jahn, eine lang aufgeschossene Semmelblonde mit hübschen, freundlichen Zügen.

„Na, was dachten Sie!" triumphierte Alma Krüger. „Kunstseide und Baumwolle tragen wir nicht." Sie warf einen verächtlichen Blick nach Lilli Klee hin, die eine dicke Nase, wulstige Lippen und eine kurze gedrungene Figur besaß, und die nun rasch ihre in häßlichen Lederschuhen und ordinären Strümpfen steckenden Füße unter den Stuhl zurückzog.

Alma Krüger aber gab ihrem Stuhl eine Wendung, so daß die Kolleginnen die Prozedur, die sie jetzt vornahm, mit der Brücken verfolgen konnten. Sie schlug die Beine übereinander, zog die zierlichen Lackschuhe und danach die schwarzen Seidenflorstrümpfe aus, um sie mit den hellen Tramaseidenen zu vertauschen. Als sie damit zustande gekommen war, streckte sie die beiden wunderschön geformten runden Beine weit von sich und raffte ihr Kleid so hoch, daß man sogar die mit rosaseidenen Rosetten geschmückten beiden Strumpfbänder sehen konnte.

„Schamlos!" zischte Lilli Klee und kehrte ihr Gesicht ostentativ nach der anderen Seite.

Die andere aber lachte belustigt und strampelte vergnügt mit den Beinen.

„Meinen Sie nicht auch, Fräulein Erna," rief sie zu der Kollegin hinunter, die ihr mit bewundernden Blicken zusah, „ein Paar hübsche Waden sind bei der heutigen Mode das Vorteilhafteste bei einem jungen Mädchen. Da hat man die Blicke der Männer immer für sich."

Die junge Buchhalterin nickte, und sie konnte sich nicht enthalten, mit beiden Händen ihren Rock zu raffen und das Schönste, was ihr Körper bot, ein paar rundliche Beine zum Vorschein zu bringen, die man der lang Aufgeschossenen gar nicht zugetraut hatte. Dabei erglühte sie teils vor Scham, teils vor stolzer Genugtuung.

„Nun, Kleinchen?" wandte sich die Brünette an die Jüngste, die mit roten Backen dastand. Die Eitelkeit blickte ihr aus den glänzenden Augen, wußte sie doch, daß sie gut gebaut war, und hielt sie auch immer, wenn ihre Mutter auch manchmal über ihre Verschwendung schalt, auf tadellose Beschuhung und hübsche Strümpfe. Ihr Eifer, zu beweisen, daß sie hinter den beiden Kolleginnen nicht zurückstand, siegte schließlich über die Verschämtheit und Schüchternheit ihrer sechzehn Jahre. Durch die fast spinnwebdünnen, schwarzen, halbseidenen Florstrümpfe schimmerte die rosige Haut ihrer Beine, während auch sie ihr ohnedies kurzes Röckchen noch zwei Handbreit lüftete.

„Bravo, Norachen!" lobte die ältere Kollegin, um sich darauf herausfordernd an ihre Gegnerin zu wenden, die sich an ihre Arbeit gesetzt hatte.

„Na, Fräulein Klee?"

„Lassen Sie mich in Ruhe!" grollte diese und fügte mit giftigem Blick und im Ton tiefer Verachtung hinzu: „Denken Sie, ich weiß nicht, warum Sie sich mit den für Geschäft und Straße ganz unpassenden hellen, koketten Strümpfen aufgetakelt haben?"

„Einfach, weil ich mir nachher ein Paar Stiefeletten kaufen will, wissen Sie, so recht schicke Einsatzstiefelchen, und weil meine schwarzen da nicht mehr ganz propper sind."

Die andere schlug eine höhnische Lache auf.

„Das können Sie einem anderen vorreden. Ich kenne Sie doch und weiß, wozu Sie sich mit den auffallenden herausfordernden Dingern da herausstaffiert haben."

Alma Krüger machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Denken Sie meinetwegen, was Sie wollen! Aus Ihnen spricht doch bloß der blasse Neid."

„Pah!" machte die Abgetrumpfte mit gekünstelter Gleichgültigkeit, während die ohnmächtige Wut in ihr kochte.

Lilli Warnow war den Vorgängen mit gemischten Empfindungen gefolgt. Die gegenseitigen Sticheleien der Kolleginnen, die an der Tagesordnung waren, bereiteten ihr immer ein starkes Unbehagen, um so mehr, als da manchmal Anspielungen und Aeußerungen fielen, die ihr Schamgefühl verletzten. Nie in ihrem bisherigen Leben hatte sie dergleichen gehört, denn der Vater, der Justizobersekretär in einer kleinen Stadt gewesen, hatte streng auf einen anständigen Ton gehalten und ihren Umgang gewissenhaft kontrolliert. Und wenn auch seit seinem vor anderthalb Jahren erfolgten Tode die Aufsicht weniger sorgsam gewesen und die von Sorgen und Trauer zermürbte Mutter schwach und nachgiebig war, Sittsamkeit und gute Lebensart war ihr zur zweiten Natur geworden. Freilich besaß sie eine gute Portion von weiblicher Eitelkeit, und als die drei Kolleginnen mit ihren Reizen prahlten, zuckte ihr in Händen und Füßen das Verlangen, den anderen zu zeigen, daß auch sie sich in dieser Hinsicht sehen lassen konnte. Aber sie hatte sich noch nicht entschlossen, da schrillte plötzlich das Telephon. Es gab ihr einen Ruck und das Herz hämmerte fühlbar in ihr. Rudi!

„Meine Schwester!" rief sie und eilte an das Telephon. Alma Krüger aber höhnte: „Ihre Schwester — mit Hosen und Schnurrbart! Das kennt man doch!"

✤

Lilli Warnow und Rudi Horn schritten Hand in Hand, munter und froh, auf dem weichen Moosteppich dahin. Ein leiser Zephir hauchte durch die zahllosen Blätter des Laubwaldes, und ein tausendstimmiges Geflüster erhob sich in den leichtbewegten Zweigen. Des Finken Lied, der Amsel Ruf klang weithin durch den Wald. Ueberall eine Fülle von Duft und Glanz, von Farben und Tönen. Es war das erste Mal, daß Lilli, die erst vor einem halben Jahr auf Veranlassung ihrer verheirateten Schwester mit ihrer Mutter aus ihrer Vaterstadt nach Berlin übergesiedelt war, am Ufer des Grunewaldsees stand. „Wie schön!" rief sie, „wie wunderschön!"

Die verwitterten, halb unter Fliederbüschen versteckten Mauern des uralten Jagdschlosses Grunewald blickten hervor. In dem klaren See spiegelten sich der Himmel, die Bäume des Waldes und das saftige Grün des Ufers. Ueber dem Wasserspiegel spielten Insekten.

„So nahe bei Berlin, das hätte ich nicht gedacht!" rief sie entzückt.

„Nicht wahr?" sagte er, sich an dem frischen Enthusiasmus der ehemaligen Kleinstädterin weidend. „Der Kontrast ist überwältigend."

So ließen sie sich unter dem Schatten einer breitästigen Eiche nieder. Lilli saß mit dem Rücken gegen den Stamm des Baumes gelehnt, Rudi Horn streckte sich, die ineinander verschlungenen Hände unter dem Kopfe, rücklings in das Gras. Ein verzücktes Lächeln breitete sich über die Züge des ernsten Mannes. Lilli beugte sich über ihn; ein paar Minuten sahen sie sich schweigend in die Augen, ganz hingegeben dem Zauber der Situation.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Sorgen großer Männer

Meister Beethoven, die Nanny und die Baberl

Sie waren alles eher als seine „unterblichen Geliebten", und doch haben die beiden die Gedanken des großen Meisters viel beschäftigt; denn sie waren seine dienstbaren Geister und dabei keineswegs Perlen ihres Geschlechts. Am charakteristischsten spricht sich Beethoven über seine Wirtschaftsmisseren und den häufigen Aerger über seine Dienstboten in den Briefen aus, die er an Nanette Streicher, die Gattin seines Freundes, des Klavierfabrikanten Andreas Streicher, richtete, der auch Schillers Jugendgenosse gewesen war. Nanette Streicher hat sich jahrelang freundlich und stets hilfsbereit der Mißständen des Beethovenschen Haushaltes angenommen, und deshalb ist es denn auch sie, der er immer zu allererst sein Leid klagt, wenn ihm die Dienstleute gar zu arg mitspielen.

So schreibt er am 28. Dezember 1817 an die treue Freundin und Helferin: „Am selben Tag, wie Sie wissen, habe ich der Baberl aufgesagt. Die Niedrigkeiten der beiden Personen ist mir unausstehlich, und mich soll es wundern, ob sich die Nanny besser bei der Abwesenheit der anderen betragen wird; ich zweifle. Doch wir machen dann ohne weiteres den Kehraus mit ihr. Für eine Haushälterin ist sie zu ungebildet, zu viehisch, die andere aber steht bei ihrem Gesicht noch unter dem Vieh. Da das neue Jahr da ist, so glaube ich, daß fünf Gulden für die Nanny genug sein werden. Die vier Gulden für den Machtlohn ihres Spenzers habe ich ihr nicht gegeben nach dem schlechten Betragen gegen Sie. Die andere verdient wirklich kein neues Jahr; ohnehin hat sie neun Gulden voraus."

Ein paar Tage später, am Neujahrstag 1818, geht dem geplagten Meister nun auch wirklich die Geduld aus.

„Heute", schreibt er, „habe ich unterdessen viel ausgestanden von der Nanny, — habe ihr aber ein halb Dutzend Bücher zum neuen Jahr an den Kopf geworfen. Die Blätter totten wir aus (indem wir die Baberl fortschaffen) oder die Aeste, aber wir werden wohl selbst bis an die Wurzel kommen müssen, so daß nichts mehr übrig bleibt als der Grund."

Gleichwohl schien die strenge Kur zunächst geholfen zu haben; denn im Laufe des Januar berichtet er weiterhin:

„Die Frln. Nanny ist ganz umgewandelt, seit ich ihr das halbe Dutzend Bücher an den Kopf geworfen. Es ist wahrscheinlich durch Zufall etwas davon in ihr Gehirn oder schlechtes Herz geraten." Aber er fügt doch auch bei: „Ganz ehrlich halt ich die Nanny nicht, außerdem, daß sie noch obendrein ein schreckliches Vieh ist."

Nur den Sommer über dauerte der Aerger mit der Nanny; dann wurde auch ihr, ebenso wie ein paar Monate vorher der Baberl, „aufgesagt", allein was nun folgte, waren alles eher als „Perlen", und schon im Herbst gab es wieder Mißgeschick über Mißgeschick im Haushalt. Der große Mann kam nicht zur Ruhe, und immer und immer wieder muß er der Freundin sein Herz ausschütten über seine häuslichen Sorgen und Kümmernisse „Wieder eine Magd hatte er entlassen müssen." „Der bewußten Missetäterin" schreibt er um diese Zeit an Nanette Streicher, „ist heute ihr Urteil angekündigt worden. — Sie benahm sich dabei beinahe wie Cäsar bei Brutus, doch nur, daß in ersterem Wahrheit zugrunde lag und bei ihr eine heillose Tücke. — Das Küchenmädchen scheint brauchbarer als das vorige schlechte Schönheitsgesicht ... Das neue Küchenmädchen hat ein etwas schiefes Gesicht beim Holztragen gemacht, aber sie muß sich erinnern, daß unser Erlöser sein Kreuz auch auf Golgatha geschleppt hat."

Im gleichen Brief bittet er die Freundin, ihm doch bei der Suche nach einem neuen dienstbaren Geist — wie oft hatte er schon gesucht! — behilflich sein zu wollen. „Nun fehlt mir eine neue Hausperson; ich bitte jedoch, hierin alles aufs beste zu erwägen: gut kochen, damit man gut verdaut; sie dürfte ebenfalls für das Flicken (nicht im Staate) der Hemden unbrauchbar sein, so viel Gehirn haben, als nötig ist für die Bedürfnisse mehrerer Personen hinlänglich und zugleich auslongend des Beutels wegen zu sorgen."

Auch diese „neue Hausperson", die alsbald gefunden wurde, brachte dem Meister nicht das häusliche Behagen, das er so heiß ersehnte und so notwendig gebraucht hätte bei seinem unablässigen Schaffen. Es war dem großen Mann nicht beschieden, sein Dasein ohne kleinliche Haushaltssorgen hinzubringen, und diese Tragödie hat ihn denn auch begleitet bis an sein Lebensende.

Mathilde v. Leinburg

Die Heimat der Orkane

Die Geißel der Antillen.

St. Vincent gehört zu jenen Antillen, welche von den berüchtigten Tornados Westindiens heimgesucht werden, während Trinidad und Grenada weniger unter den Orkanen leiden, die vorzugsweise in den Sommermonaten, besonders im August, zu wüten pflegen. Von 1800 bis 1846 wüteten 62 Tornados über St. Vincent, die größte Pause, in der sie ausblieben, betrug sechs Jahre. Ein besonders schrecklicher durchraste die Insel am 11. September 1898. Er zerstörte, was von Wald, Bäumen, Pflanzungen und Wohnungen seinen Weg behinderte, und ließ gleich einer Kriegsfurie Tod, Armut und Verheerung hinter sich. Lediglich die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Tropenerde läßt es verstehen, wenn Reisende bereits fünf Jahre später kaum noch Spuren der furchtbaren Verwüstung entdecken konnten. Nächst St. Vincent, das zudem unter den Eruptionen seines feuerspeienden Mont Pelé zu leiden hat — man erinnert sich an die entsetzliche Katastrophe vom 8. Mai 1902, der in St. Pierre 40 000 Menschen zum Opfer fielen — wird das dichtbevölkerte Barbados am schlimmsten von Gewittern und Orkanen gegeißelt. 1780, 1831 und 1898 wüteten die furchtbarsten, begleitet von Erdbeben und einem grauenvoll entflammten Himmelsgewölbe: so gewaltig waren die elektrischen Entladungen, die das Wüten der entfesselten Windsbraut begleiteten. Obwohl der Orkan vom 11. August 1831 „nur sechs Nachtstunden währte, tötete er doch 1600 Menschen. Die Zerstörungen der Tornados und Cyklone sind so unglaublicher Art, daß sie nur mit Explosionswirkungen verglichen werden können. Elektrische Erscheinungen pflegen sie stets zu begleiten. Auf Barbados nahm ein Orkan 24-Pfünder Kanonen aus ihren Lafetten einer Batterie auf und entführte sie Hunderte von Schritten durch die Luft! Die See pflegen sie turmhoch aufzuwühlen. Wehe den Schiffen, die ihnen nicht rechtzeitig aus dem Wege zu gehen oder wenigstens seinem gefährlichen Mittelpunkt fern zu bleiben imstande sind!

Exoticus

Ford, der Selfmademan

Der Autoindustrielle

Henry Ford ist nicht nur Automobilkönig im Lande des Dollars, er hat auch den Ehrgeiz, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden. Aus Anlaß des sechzigsten Geburtstages, den Ford unlängst feierte, geben die amerikanischen Blätter einen Rückblick auf das Leben des Mannes, der das typische Schulbeispiel eines Selfmademans ist, wie er nur auf dem Boden der Neuen Welt gedeihen kann. Der amerikanische Milliardär wurde am 30. Juli 1863 in Michigan geboren, und eignete sich in einer Dorfschule die Kunst des Lesens und Schreibens an. Als er diese notdürftig beherrschte, erlernte er das Schlosserhandwerk und trat später als Werkmeister in die Fabrik Edisons ein. Er war bereits vierzig Jahre alt, als er die „Ford Motor Company" gründete, deren Präsident er seither war und noch heute ist. Aus den Werkstätten des Unternehmens ist kürzlich der achtmillionste Wagen hervorgegangen. Mit ganzen zwanzig Mann begann Ford sein Unternehmen, das heute 100 000 Arbeiter beschäftigt. Die Gesellschaft besitzt ihre eigenen Kohlengruben, eigene Eisenbahnen für den Transport der Rohstoffe, Wälder, Kokswerke, Fabriken zur Herstellung von Zement, Papier, Glas, eine eigene Lokomotivwerkstatt und anderes mehr. Der Eigentümer und Leiter arbeitet Tag für Tag 18 Stunden, und seine Depots in den Banken der Vereinigten Staaten erreichen die Höhe von 200 Millionen Dollars. Nach der Behauptung der amerikanischen Konkurrenz wirft jeder fertiggestellte Wagen für Ford einen Nettoverdienst von 50 Dollars ab. Das ist ein hübscher Gewinn, wenn man bedenkt, daß täglich 6300 Automobile fertiggestellt werden. Dabei hat der Mann immer noch Zeit und Lust, eine weit ausreichende Kampagne zu betreiben.